

Der Schweiz-Macher

Guillaume Henri Dufour einte das Land und gab ihm eine Identität – eine Würdigung zum 150. Todestag

MARC TRIBELHORN

Was nach seinem Tod geschieht, weiss er bereits. Die Pariser Zeitung «Le Temps» hat ihn einst fälschlicherweise verkündet: Massenhaft Beileidsbriefe trafen bei Guillaume Henri Dufour in Genf ein – die er dann mit diebischer Freude gleich selbst beantwortete. Am 14. Juli 1875 ist es aber endgültig so weit: Dufour stirbt, schliesslich wird es selbst um Lichtgestalten einmal dunkel. «Ich habe keine Kraft mehr», hat er wenige Wochen zuvor einem Freund geschrieben. Als Dufour an einem regnerischen Sommertag zu Grabe getragen wird, folgen seinem Sarg 60 000 Menschen, die aus dem ganzen Land herbeigeströmt sind, um dem Mann die letzte Ehre zu erweisen, ohne den es diese Schweiz nicht gäbe.

150 Jahre später ist Dufour kaum noch bekannt, obwohl Strassen und Plätze nach ihm benannt sind – und er weiterhin als monumentale Bronzestatue über die Place de Neuve in Genf reitet. Dabei ist er eine der raren Überfiguren der Schweizer Geschichte. Und anders als Wilhelm Tell hat es Guillaume Henri Dufour auch wirklich gegeben.

In seinem Leben macht er gleich mehrfach grandios Karriere. Und ist dabei nicht ohne Widersprüche. Er ist General und Universalgelehrter, Krieger und Humanist. Er ist zunächst Franzose, bewundert Napoleon, kann kaum Deutsch, und eint dennoch die Eidgenossenschaft. Er zaudert und zweifelt, nimmt aber Risiko und Verantwortung, als es darauf ankommt und wird so zum Volkshelden, obwohl ihm seine Popularität stets zuwider ist.

Leiden mit Napoleon

Seine Biografie beginnt als Flüchtlingskind. Dufour wird 1787 in Konstanz geboren, das damals zu Österreich gehört. Sein Vater ist Uhrmacher, seine Mutter Stickerin, beide stammen aus Genf, sind politisch liberal – und deshalb einst zur Emigration aus der Calvinstadt gezwungen worden. Dufour wächst mehrheitlich in Genf auf, ist intelligent und geschickt, tut sich aber schwer mit den Strukturen am Collège. In seiner Freizeit untersucht er Schädel, die er auf dem Friedhof findet, sezziert Katzen, will Medizin studieren. Besucht dann aber Botanik- und Physikvorlesungen an der Akademie – und wird mit 20 Jahren in Paris an der berühmten École polytechnique aufgenommen, die sowohl auf zivile wie militärische Berufe vorbereitet. Schliesslich tritt er in die Grande Armée ein, wo er Triumph und Tragödie von Napoleons Empire erlebt.

Zu Dufours Enttäuschung wird er nicht auf die grossen Schlachtfelder geschickt, sondern nach Korfu, der Insel im Ionischen Meer. Dort erweist er sich als guter Soldat, beschäftigt sich zudem mit Kartografie, «um die Langeweile zu vertreiben, unter der alle Franzosen hier leiden». Auf brutale Weise lernt er, was Krieg bedeutet. An Bord eines Kanonenbootes wird er 1813 von den Engländern beschossen. Das Schiff gerät in Flammen, Dufour wird zur lebenden Fackel, kann sich jedoch mit einem Sprung ins Wasser retten. Schwer verletzt kommt er in Gefangenschaft. «Ich habe viel gelitten», erinnert er sich später. Aber er schreibt auch: «Ich bin zum Soldaten geboren, und Dufour inmitten von Kanonen kommt einem Fisch im Wasser gleich.»

Seine Welt bricht zusammen, als Napoleon abdanken muss. Er kehrt nach Genf zurück, in die alte Heimat, die 1815 am Wiener Kongress der Eidgenossenschaft zugeschlagen wird. Dufour wird Schweizer. Und er entfaltet in den folgenden Jahrzehnten eine Umrtriebigkeit, die heute unvorstellbar wäre.

In Genf modernisiert er als Kantonsingenieur das Stadtbild. Er lässt versumpfte Uferpartien trocken- und neue Quais anlegen sowie Teile der alten Stadtmauer schleifen. Er führt die Gasbeleuchtung ein. Er baut innovative Brücken, etwa die Saint-Antoine-Passerelle, die erste dauerhafte Drahtseil-Hängebrücke der Welt. Der «Brockhaus» von 1830 gibt als Hauptsehenswürdigkeiten



Der grosse General und Kartograf Guillaume Henri Dufour ist auch für unsere rot-weiße Fahne verantwortlich.

ILLUSTRATION SIMON TANNER

Genfs nicht nur das Geburtshaus Rousseaus und das Grab Calvins an, sondern auch «die Drahtbrücke» Dufours.

Parallel bringt er sein militärisches Wissen aus Frankreich ein. Die eidgenössische Armee ist erst rudimentär entwickelt. Die Ausbildung ist lückenhaft, die Truppen aus den Kantonen sind uneinheitlich bewaffnet und unterschiedlich bekleidet. Dufour ist an der Gründung der zentralen Militärschule in Thun von 1819 beteiligt, unterrichtet Offiziere, analysiert historische Schlachten, schafft Grundlagen für die Fortifikation des Landes. Seine Bücher über «praktische Arbeiten im Felde» oder «Taktik für Offiziere aller Waffen» avancieren zu Klassikern, die auch im Ausland gelesen werden.

Dufour will den jungen Offizieren nicht nur das Handwerk beibringen. Das Militär soll auch eine Schule der Nation sein. Es sollen «die Gefühle des Patriotismus und der Ehre» geweckt werden. Die Einheit der Armee bedeutet die Einheit des Landes. Und so kämpft Dufour über zehn Jahre lang für ein nationales Wahrzeichen: das weisse Kreuz auf rotem Grund. «Nur eine einzige Fahne zu haben, ist wichtiger, als man annehmen möchte.» Es sei «das Symbol des Volkstums». 1840 setzt sich sein Vorschlag politisch durch.

Dufour steht wie kein Zweiter für die eidgenössische Kompromisskultur.

General à contrecœur

Doch um die Einheit der Schweiz steht es Mitte des 19. Jahrhunderts schlecht. Modernisierer streiten sich mit Bewahrern. Die Liberalen und die Radikalen wollen Veränderung und einen Bundesstaat statt des Staatenbunds, die Konservativen hingegen, dass alles bleibt, wie es ist. An religionspolitischen Fragen entzündet sich der Konflikt. Die Inner-schweiz, das Wallis und Freiburg schliessen sich zum Sonderbund zusammen. Die Tagsatzung, das oberste politische Gremium des Landes, beschliesst dessen Auflösung und sucht einen General, der die rund 100 000 Mann gegen die aufmüpfigen Sonderbündler befiehlt: Guillaume Henri Dufour, dessen militärische Expertise ausser Frage steht – und der als liberaler Calvinist auch kein Eiferer ist.

Seine historisch wichtigste Rolle übernimmt Dufour, als Eidgenossen gegen Eidgenossen in den Krieg ziehen, nur widerwillig. Schriftlich bringt er allerlei Gründe gegen seine Ernennung vor: «meine Unkenntnis der deutschen Sprache, mein schon vorgerücktes Alter, meine Gesundheit, die allmählich nachlässt (...)». Das bescheidene Wirkungsfeld meines Amtes und die mit ihm verbundene Gemütsruhe ist mir viel lieber als jede andere glanzvolle und ranghöhere Tätigkeit.» Kurz: Nehmt jemand anderes!

Trotz seinen Einwänden wird er am 21. Oktober 1847 zum General gewählt. Er ist «zu Hause und in Ruhe damit beschäftigt, ein mathematisches Problem zu lösen», als ihm die Nachricht überbracht wird. Dufour fügt sich. Bei der Vereidigung, wenige Tage später, kommt es indes zum Eklat. Dufour verlangt, dass ihm die auf Deutsch verfassten Instruktionen auf Französisch übersetzt werden. Dann will er auch noch Anpassungen, etwa die völlige Freiheit, seine engsten Mitstreiter selbst zu ernennen. Dufour hat auch Gegner, die ihn ein «Genfer Grossmaul» und wegen seiner moderaten Positionen einen «Hasenfuss» schimpfen. Einer ätzt über die Generalswahl: Dufour scheine «in schlechter seelischer Verfassung», ja «von einer mitleiderregenden Niedergeschlagenheit (...)», man hatte es mit einem Mann zu tun, den eine unübersehbare Verantwortung niederdrückte». Am Schluss ist Dufour aber bereit, die brisante Aufgabe zu übernehmen, indem er «die ihm verbliebenen Bedenken auf dem Altar des Vaterlands» opfert.

«Very civil war»

Es ist ein Segen, dass mit Dufour kein Hardliner an der Spitze der Streitkräfte steht, sondern ein gewissenhafter und gemässigter Mann, der keine Heisssporne um sich scharf, sondern auf Disziplin setzt und seine Truppen klug einsetzt: Die Gegner sollen rasch isoliert und mit militärischer Übermacht zur Kapitulation gedrängt werden. Sein Gegenspieler beim Sonderbund, der Bündner Johann Ulrich von Salis-Soglio, vertraut indes auf Tapferkeit und Begeisterung seiner Leute: «Wir brauchen keine Taktik, wir brauchen keine Strategie.»

Dank Dufour wird der Bürgerkrieg nicht hässlich. Legendar ist sein Tagesbefehl vom 5. November 1847, der die Handschrift des feinfühligsten Humanisten trägt: «Soldaten! Ihr müsst aus diesem Kampfe nicht nur siegreich, sondern auch vorwurfsfrei hervorgehen; man muss von euch sagen können: Sie haben tapfer gekämpft, wo es nottat, aber sie haben sich menschlich und grossmütig gezeigt.» Ein anderes Mal heisst es: «Benehmt Euch als edel denkende Krieger. Schont die Besiegten.»

So resultiert der vielleicht kürzeste und unblutigste Bürgerkrieg der Weltgeschichte. Einen «very civil war» nennt es später der amerikanische Historiker Joachim Remak. Ende November, nach nur drei Wochen, ist er bereits wieder vorbei. Lediglich 100 Tote und 500 Verwundete sind zu beklagen. Die siegreichen Truppen haben sich weitgehend an Dufours Vorgaben gehalten, was ent-

scheidend ist für das, was nun folgt: die Gründung des Bundesstaats von 1848, die Geburt der modernen Schweiz – und die Integration jener, die gerade eine komplette Niederlage erlitten haben.

Dufour geht mit gutem Beispiel voran: Einen Teil seiner Siegesprämie spendet er umgehend den Opfern. Wie erfolgreich das Projekt Schweiz ist, zeigt sich, als der Genfer drei weitere Male zum General ernannt wird, etwa 1856/57 beim drohenden Krieg mit Preussen um Neuenburg. Die Wehrbegeisterung zieht sich durch das ganze Land.

Kopflandschaft Schweiz

Entscheidend ist, dass die Schweiz bald auch imaginiert werden kann. Schon 1832 hat Dufour im Auftrag der Armee als Directeur de la Carte die Vermessung der Schweiz vorangetrieben. «Kein Land ist so schwierig wiederzugeben (...) wie die Schweiz», sagt er einmal und macht es doch möglich. Seine Mitstreiter durchstreifen Wälder und Täler, durchwateten Sümpfe, begehen Gletscher, besteigen Berge – Wagnis und Mühsal zugleich. Nicht nur wegen der Naturgefahren. Man hält die Topografen für Spione und verjagt sie, etwa im Wallis. Oder Bauern zerstören ihre Triangulationspyramiden, um daraus Brennholz zu machen.

1865, nach über dreissig Jahren Arbeit, ist die «Topographische Karte der Schweiz» vollendet, das grosse Bild, zusammengesetzt aus 25 Blättern, Massstab 1:100 000. Es ist eine Meisterleistung der Technik und Präzision. Für die Darstellung der Höhenunterschiede und des Landschaftsreliefs kommt eine Schattenschraffur zum Zug anstelle von Höhenkurven, was zu einer dreidimensionalen Darstellung führt.

International wird die «Dufourkarte» bewundert. Und daheim dient sie der nationalen Identität: Karten bilden nicht nur Realitäten ab, sondern schaffen auch neue. Die Schweiz wird für die Betrachter zum nationalen Raum, die Kantonsgrenzen treten gegenüber der Topografie und den Landesgrenzen in den Hintergrund.

Noch im Jahr der Veröffentlichung taufte der Bundesrat den höchsten Gipfel der Schweizer Alpen, 4634 Meter über Meer, im Monte-Rosa-Massiv, auf den Namen Dufourspitze. Es ist ein besonderes Zeichen der Anerkennung, aber letztlich nur eine von vielen Ehrungen.

Dufour ist ein gefeierter Mann, auch im Ausland. Der Kult, der um seine Person betrieben wird, befremdet ihn. Einem Freund schildert er sein Unbehagen: «Ich gestehe Ihnen, dass mir das, was man die vornehme Welt nennt, immer mehr zuwider ist. Was ich liebe, sind (...) die vertraulichen Plaudereien, die Zusammenkünfte im kleinen Kreis.» Porträts, die von ihm angefertigt werden, bezeichnet er als Albtraum.

Er lebt auf einem Anwesen in Genf, ist verheiratet und hat vier Töchter. Trotz seinen vielen Tätigkeiten ist die finanzielle Lage der Familie zuweilen angespannt. Dufours private Leidenschaft gilt der Astronomie, der Mathematik, den Pyramiden der Ägypter, antiken Dichtern und modernen Autoren wie Dickens und Dumas. In späten Jahren engagiert er sich als Mitstreiter von Henry Dunant, wird Mitgründer des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz und dessen Präsident. Die Rotkreuzfahne ist seine Idee: die umgekehrten Farben der Schweizer Fahne.

Auch in der Politik versucht sich Dufour, in Genf wie in Bundesbern, bleibt dort aber ohne grosse Wirkung. Alles Extreme stösst ihn ab, auch in der Rhetorik. Mehrfach stellt er fest, dass er sich «zwischen Hammer und Amboss» befinde. Er ist und bleibt ein Mann der Versöhnung und des Masses.

Für ihn sind die «auseinandergehenden und mehr oder weniger übertriebenen Meinungen in der Politik» nichts als «eine Quelle des Ärgers». Mit zunehmendem Alter zieht sich Guillaume Henri Dufour, der wie kein Zweiter für die eidgenössische Kompromisskultur steht, in seinen Garten zurück. Den Zufluchtsort «gegen die Aufdringlichen und die Wirbel dieser lästigen Welt».